

Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 15

1. April 1941

Nummer 4

Inhalt: Friedrich Wilhelm Neumann, Eine Begegnung zwischen Kant und N. M. Karamsin S. 53. — Eduard Anderson, Das Bildnis des Hochmeisters Friedrich III., Herzog von Sachsen, im Dom zu Königsberg, Seite 56 — Eduard Anderson, Das Epitaph des Hans Nimptsch im Dom zu Königsberg — Seite 59 — Carl Wünsch, Der Fürstenstand im Dom zu Königsberg und Philipp Wespthal, Seite 62 — Jahresbericht für das Jahr 1940, Seite 65 — Buchbesprechungen, Seite 66.

Eine Begegnung zwischen Kant und N. M. Karamsin

Von Friedrich Wilhelm Neumann, Greifswald.

Nikolaj Michajlowitsch Karamsin (1766—1826), der bekannte russische Dichter und Geschichtsschreiber, begab sich im Jahre 1789 auf eine ausgedehnte Reise nach Deutschland und anderen westeuropäischen Ländern. Sie fand ihren literarischen Niederschlag in den längst klassisch gewordenen „Briefen eines russischen Reisenden“ (erstmalig erschienen 1791—92). Hier schildert Karamsin auch ausführlich seinen zweitägigen Aufenthalt in Königsberg. Das Mittelstück dieser Schilderung ist sein Besuch bei Kant am 18. Juni 1789. In der Kant-Literatur wird er, soweit ich sehe, nirgends erwähnt. Doch verdient er Beachtung, weil Kant sich gegenüber Karamsin über einige Grundthesen seiner Philosophie recht ausführlich geäußert hat und diese Äußerungen, von Karamsin am Tage darauf frisch aus dem Gedächtnis niedergeschrieben, einigen urkundlichen Wert besitzen dürften.

Für den Besucher sind die Aufzeichnungen freilich nicht weniger bezeichnend als für den Besuchten. Karamsin lebte so stark in der geistigen und literarischen Welt Westeuropas, zumal Deutschlands, wie kein russischer Dichter vor ihm und selten einer nach ihm. Die deutsche Sprache hatte er schon in einem Moskauer deutschen Schülerstift erlernt. In Moskau gewann er etwas später auch die ersten vertieften Beziehungen zum zeitgenössischen deutschen Geistesleben, angeregt vor allem durch den damals dorthin verschlagenen Stürmer und Dränger J. M. R. Lenz. So war denn seine Deutschlandreise eine Pilgerschaft

zu geistig ihm schon vertrauten Orten und Persönlichkeiten; sie führte ihn über Königsberg u. a. nach Berlin, Leipzig, Dresden, Weimar und an den Rhein, und außer mit Kant traf er mit Nicolai und Platner, mit Ramler und Chr. F. Weiße, mit Herder, Wieland, Matthiſſon und Lavater zuſammen; nur ein Zufall verhinderte ſeine Begegnung mit Goethe. Es war eine „empfindſame“ Reiſe, Karamſin ſelbſt als Kind ſeiner Zeit der hervorragendſte Vertreter der Empfindſamkeit in Rußland. Der ſpättere Mitſchöpfer der neuzeitlichen ruſſiſchen, vom Kirchenſlaviſchen bewußt abgeſetzten Literatursprache, Begründer der ruſſiſchen Kunſtproſa und Kunſtballade, berühmte Verfaſſer der erſten Geſchichte Rußlands, der zwölfbändigen „Geſchichte des ruſſiſchen Staates“, — er beſand ſich, als er, knapp dreiundzwanzigjährig, Deutſchland bereiſte, auf dem Gipfelpunkt einer ſchwärmeriſch-empfindſamen Geiſteshaltung. Das will bei der Bewertung ſeiner Aufzeichnungen beachtet ſein.

Dieſe, ſoweit ſie Kant betreffen, folgen nun in wörtlicher Überſetzung (nach der Ausgabe von Karamſins Werken, Moskau 1803, Bd. II, S. 52—58):

„Geſtern nachmittag war ich bei dem berühmten Kant, dem gedankentiefen, ſcharffinnigen Metaphyſiker, der Malebranche wie Leibniz, Hume wie Bonnet widerlegt, bei Kant, den der jüdiſche Sokrates, Mendelsſohn, nicht anders zu nennen pflegte als der alles zermalmende Kant. Ich hatte keine Empfehlungſchreiben an ihn; aber mit Kühnheit nimmt man Feſtungen — und ſo ward mir die Tür in ſein Arbeitszimmer aufgetan. Mir kam ein kleines, recht ſchwächtiges Männchen entgegen, ſehr zart und greisgrau. Meine erſten Worte waren: „Ich bin ein ruſſiſcher Edelmann, verehere große Männer und habe den Wuſch, Kant meine Hochachtung zu bezeugen.“ Er hat mich ſofort, Platz zu nehmen und ſagte: „Was ich geſchrieben habe, kann nicht allen gefallen; nicht viele ſchätzen metaphyſiſche Feinheiten.“ Etwa eine halbe Stunde ſprachen wir über Verſchiedenes: über Reiſen, über China, über die Entdeckung neuer Länder. Man mußte ſtaunen über ſeine geſchichtlichen und geographiſchen Kenntniſſe, die, ſo ſchien es, allein imſtande geweſen wären, die Borratskammer eines menſchlichen Gedächtniſſes auszufüllen; doch iſt das für ihn, wie die Deutſchen ſagen, eine Nebenſache. Darauf wandte ich, nicht ohne Gedankenſprung, das Geſpräch auf die moraliſche Natur des Menſchen; und aus ſeinen Darlegungen konnte ich Folgendes im Gedächtnis bewahren:

„Tätig zu ſein, iſt unſere Beſtimmung, der Menſch kann mit dem Erreichten niemals völlig zufrieden ſein und ſtrebt andauernd nach neuen Errungenſchaften. Der Tod erreicht uns auf dem Wege zu etwas, von dem wir noch Beſitz ergreifen wollen. Man gebe dem Menſchen alles, was er wünſcht; ſo wird er doch im gleichen Augenblick fühlen, daß dieſes Alles eben nicht alles iſt. Indem wir für unſer Streben weder Ziel noch Ende im hieſigen Leben ſehen, ſetzen wir ein künftiges, wo der Knoten ſich löſen ſoll. Dieſer Gedanke iſt für den Menſchen um ſo angenehmer, als hier Freuden und Kümmerniſſe, Genuß und Leiden in keinem angemessenen Verhältnis zueinander ſtehen. Ich tröſte mich damit, daß ich ſchon 60 Jahre bin und daß das Ende meines Lebens bald erreicht iſt: denn ich hoffe, in ein anderes, beſſeres einzutreten. Wenn

ich den Genüssen nachsinne, die ich im Leben gehabt habe, empfinde ich jetzt keine Befriedigung; wenn ich mir aber die Fälle vor Augen halte, in denen ich in Übereinstimmung mit dem moralischen Gesetz, das in mir ist, gehandelt habe, so empfinde ich Freude. Ich spreche vom moralischen Gesetz: ob wir es Gewissen nennen, Gefühl für Gut und Böse — jedenfalls existiert es. Ich habe gelogen; niemand weiß um meine Lüge, ich aber schäme mich. — Wenn wir von einem künftigen Leben sprechen, so gilt hier Wahrscheinlichkeit, nicht Gewißheit; jedoch gebietet uns die Urteilskraft nach allseitiger Erwägung, daran zu glauben. Ja, was würde mit uns geschehen, wenn wir das künftige Leben sozusagen mit eigenen Augen sähen? Falls wir großen Gefallen an ihm fänden, so vermöchten wir uns mit dem derzeitigen Leben nicht mehr abzugeben und befänden uns in unaufhörlicher Qual; im entgegengesetzten Falle aber besäßen wir nicht den Trost, in den Kummernissen des hiesigen Lebens uns sagen zu können: vielleicht wird es dort besser sein! — Indem wir über unsere Bestimmung, über ein künftiges Leben und Ähnliches sprechen, setzen wir bereits das Dasein einer unendlichen schöpferischen Vernunft voraus, die für etwas da ist und die in allem wohlthätig wirkt. Was? Wie? Hier bekennt auch der vornehmste Weise seine Unwissenheit. Hier löscht die Vernunft ihre Leuchte, und wir bleiben im Dunkeln; die Phantasie allein vermag durch dieses Dunkel zu eilen und das uns zeitlich Unzulängliche zu erschaffen.“

Verehrter Mann! Verzeihe, wenn ich in diesen Zeilen Deine Gedanken verunstaltet habe!

Er kennt Lavater und steht mit ihm in Briefwechsel. „Lavater ist in seiner Herzengüte äußerst liebenswert“, sagt er, „aber da er über eine übermäßig lebhaft e Einbildungskraft verfügt, läßt er sich häufig von Illusionen blenden, glaubt an den Magnetismus“, u. a. m.

Wir kamen auf seine Gegner zu sprechen. „Sie werden sie kennen lernen“, sagte er, „und feststellen, daß sie alle gute Leute sind.“

Er schrieb mir die Titel zweier Werke seiner Berte auf, die ich nicht gelesen habe: Kritik der praktischen Vernunft und Metaphysik der Sitten, — und diesen Zettel werde ich als geheiligtes Andenken aufbewahren.

In sein Taschenbüchlein trug er meinen Namen ein und wünschte mir, daß alle meine Zweifel sich lösen mögen; dann verabschiedeten wir uns voneinander.

Da habt Ihr, meine Freunde, eine kurze Schilderung der für mich äußerst lehrreichen Unterredung, die gegen drei Stunden dauerte. Kant spricht schnell, sehr leise und nicht deutlich; und deshalb mußte ich unter Anspannung aller Gehörnerven hinzören.

Sein Häuschen ist klein, wenig Einrichtungsgegenstände sind darin. Alles ist einfach außer — seiner Metaphysik.“

Karamsins Aufzeichnungen bestätigen in vielen Punkten das auch sonst bekannte Bild des Menschen und Denkers Kant. Die Beurteilung der philosophischen Darlegungen muß den Fachphilosophen überlassen bleiben. Hier sei nur auf zwei menschliche Seiten hingewiesen. „Kant besaß die große Kunst, über eine jede Sache in der Welt auf eine interessante Art zu sprechen. . . In der Gesellschaft war der dunkle, kritische Weltweise ein lichtvoller, populärer Philosoph“, sagt schon

Kants früher Biograph J a c h m a n n*). Das hat auch Karamsin auf beglückende Weise erfahren. Gleichermaßen auch die vornehme Art, in der Kant von seinen wissenschaftlichen Gegnern sprach. Man vergleiche seine am 30. August 1789 in einem Brief an Friedr. Heinr. Jacobi aufgestellte Maxime: „Ich habe es jederzeit für Pflicht gehalten, Männern von Talent, Wissenschaft und Rechtschaffenheit mit Achtung zu begegnen, so weit wir auch in Meinungen auseinander sein möchten.“

Das Gespräch mit Kant ist auf Karamsins fernere Entwicklung fraglos nicht ohne Einfluß geblieben. Das kann hier nur angedeutet werden. Zwei Grundgedanken durchziehen Karamsins Gedichte der 1790er Jahre, der dem philosophischen Atheismus und Materialismus bewußt entgegengesetzte Glaube an ein schöpferisches höheres Wesen und die Berufung auf das moralische Gewissen. Gleichzeitig entsagte Karamsin dem Fortschrittsglauben der Aufklärer, dem er bisher angehangen hatte. Man geht kaum fehl, wenn man diese Klärung und Festigung der Weltanschauung des reifenden Karamsin der Einwirkung Kants mit zuschreibt.

Das Bildnis des Hochmeisters Friedrich III., Herzog von Sachsen, im Dom zu Königsberg

Von Eduard Anderson.

In der Fürstengruft im Dom zu Königsberg befinden sich die Bildnisse der letzten Hochmeister, die hier residierten. Die lebendgroß gemalten Ölgemälde sind in der Domliteratur (Hagen u. Gebser, R. Dethleffen) beschrieben, doch ist über ihren Ursprung, die Meister, die sie schufen, nichts bekannt, sie werden in keiner Rechnung oder alten Urkunde erwähnt. Die Bilder sind in ihrer Malweise deutlich unterschieden. Die Darstellungen der Hochmeister: Ludwig von Erlichshausen, Heinrich Keuß v. Plauen, Heinrich Reffe von Richtenberg, Martin Truchseß von Wekhhausen und Johann von Tieffen zeigen die Merkmale der Malweise Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts, d. h. tonig und farbenfreudig, sie sind anscheinend von der gleichen Hand gemalt. Eine gewisse Ähnlichkeit mit den Holzschnitten der Hochmeisterbilder der Hennenbergerschen Chronik läßt vermuten, daß sie als Anregung oder Vorlagen benutzt sind, doch sind sie in Einzelheiten nicht damit übereinstimmend, wie irrtümlich Hagen angibt. Felbinger, der die Holzschnitte schuf, arbeitete von 1561 in Königsberg, wo er 1595 starb. Vielleicht waren aber diese Holzschnitte die Veranlassung, dem Maler den Auftrag zu erteilen, die Bildnisse der hier residierenden Hochmeister zu malen, denn es wird berichtet, daß es sonst üblich gewesen, die gestorbenen Meister im Bilde an ihrer Ruhestätte zu verewigen. Die Gründe, die zu dieser Bestellung führten, sind uns nicht bekannt, doch hängen sie vielleicht mit der Liebe der Zeit zu illustrierten Chroniken zusammen.

*) Immanuel Kant, Ein Lebensbild nach Darstellungen der Zeitgenossen Borowski, Jachmann, Wasiński, herausgegeben von Herm. Schwarz, 2. Aufl., Halle 1907, S. 191, 193.

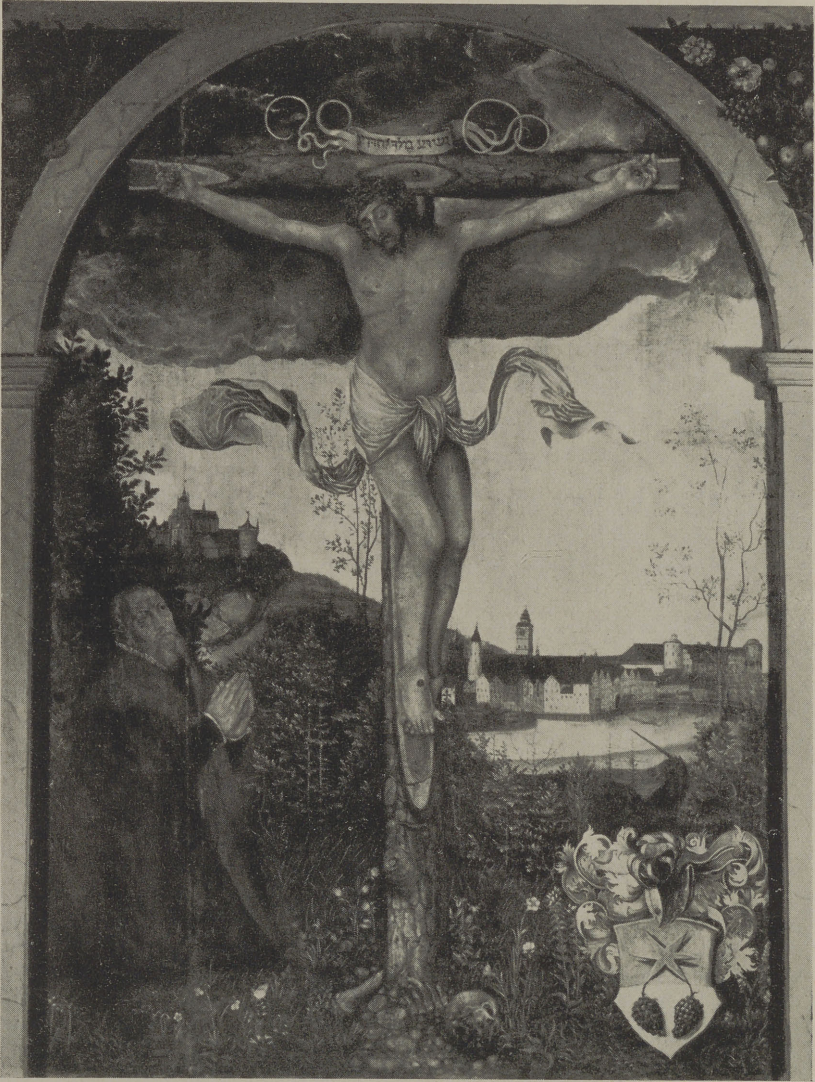
Anders steht es mit dem Hochmeisterbilde des Friedrich von Sachsen. Hier handelt es sich offensichtlich um ein Bildnis, dessen Malweise und Ausführung, sowie auch die Auffassung von der Person des Dargestellten, in den Anfang des 16. Jahrhunderts zu setzen ist, der Künstler also den Hochmeister wohl persönlich kannte, ihn vielleicht gar nach der Natur gezeichnet oder gemalt hat. Der Kopf des Hochmeisters ist äußerst lebenswahr gemalt, mit dem müden Ausdruck im Gesicht, der deutlich die Spuren der fortgeschrittenen Krankheit zeigt, die den Hochmeister in jungen Jahren dahinraffte. Das dunkle lockige Haar und der Vollbart, die rasierte Oberlippe, entsprechend den vorgeschriebenen Ordensregeln, sind sicher gesehen und bestimmt gezeichnet. Die Haltung des Körpers zeigt die gotische S-förmige Biegung, auch der Faltenwurf des Mantels erinnert an die übliche zeitliche Behandlung der gotischen Holzbildner. Der Meister hat das rechte Bein fest auf den Boden gestellt, während das linke leicht vorgestellt ist, wodurch die Hüfte rechts ein wenig hervortritt. Die Gestalt ist schlank, fast zierlich, den Oberkörper bedeckt der Brustpanzer mit dem Hochmeisterkreuz, der mit dem noch heute im Dresdener Historischen Museum, Waffenabteilung, aufbewahrten übereinstimmt und den Rohde in den Prussia-Heften abbildet. Die linke Hand hält den Schild mit dem Hochmeisterkreuz und den Hauswappen des Meisters. Darunter den Helm mit geöffnetem Visier und, wohl aus kompositionellen Gründen gegenübergestellt, die Helmzier mit den sächsischen Farben, der Krone und dem Rautenkranz. Die gepanzerte rechte Hand hält das Schwert mit nach oben gerichteter Spitze zum Zeichen, daß Friedrich nicht den Polen-Lehnseid geleistet hat. Um die Schultern hängt der weiße Ordensmantel mit dem schwarzen Kreuz auf der linken Schulter. Er wird zusammengehalten durch eine Kette. Auf seiner linken Schulter die mühenartige Gugel, die als Schutz über den Kopf gezogen wurde, wenn der Helm nicht aufgesetzt wurde. Alle diese Einzelheiten berechtigen zum Schluß, daß der Maler den Hochmeister persönlich kannte, das Bild vielleicht sogar in seinem Auftrag geschaffen hat. Nach v. d. Oelsnitz: Herkunft und Wappen der Hochmeister des Deutschen Ordens 1198—1525, entsprach das Auftreten Friedrichs auch mehr dem geborenen Fürsten als dem Ordensbruder. Er bediente sich auch amtlich der Wappen seines Hauses, was der Ordensregel nicht entsprach. Daraus ist auch zu erklären, daß den das Bild umgebenden Rahmen die Wappenschilder seines Hauses schmücken und auch der Schild, den seine linke Hand hält, neben den ihn in vier Felder teilenden Hochmeisterkreuz seine vier Geschlechts-Wappensfelder (Rautenkranz der Herzöge von Sachsen, den Thüringer und Meißner Löwen und den Adler der Pfalz Sachsen) zeigt. Bedenklich gegen die Annahme der Entstehung des Bildes bei Lebzeiten des Hochmeisters könnte nur die Unterschrift stimmen, in der sein erfolgter Tod und die Begräbnisstätte angegeben ist. Doch scheint diese Unterschrift später hinzugefügt zu sein, was auch aus der sinnlosen diagonalen Wiederholung der beiden rechts und links angebrachten Wappen hervorgeht, die denen in den oberen Ecken entsprechen. Wie Hagen angibt, sind diese unteren Wappen ergänzt worden, da sie infolge von Wandfeuchtigkeit verschwunden waren und 1834 durch den Maler Löschin wieder

hergestellt wurden. Nun stimmt unser Bild in großen Zügen mit der Darstellung des Hochmeisters auf der Grabplatte im Dom zu Meißen überein, die aus der Werkstatt des Peter Vischer und seiner Söhne in Nürnberg herrührt. (Abbildung in Dtsch. Staatenbildung, Krollmann, Das Herzogtum Preußen, Taf. 30.) Die Annahme, daß das Königsberger Gemälde oder doch eine Zeichnung danach, bzw. eine schon frühere nach dem Leben gemachte, der Ursprung beider Darstellungen ist, liegt nahe. Es wäre nachzuweisen, ob das Dombild in Königsberg in der Zeit von 1497—1508 noch in Anwesenheit des Hochmeisters in Königsberg entstanden sein kann. Der Gedanke, daß man das Gemälde nach des Meisters Tode hierher transportierte, ist wohl deshalb abzulehnen, weil man Bildnisse der Hochmeister doch nur in ihren Grabstätten anbrachte, der Dom also dafür nicht in Frage kam. Außerdem ist das auf Holz gemalte Bildnis sehr schwer und sein Transport unwahrscheinlich. Aber wie Zahrs in seinen Forschungen in den Rechnungsbüchern der Ordenszeit festgestellt hat, beschäftigte der Hochmeister Friedrich in Königsberg mehrere Maler, unter denen einem ein solches Bildnis schon zuzutrauen wäre¹⁾. Bei Einrichtung und Wiederherstellung der Ordensruine im Schloß 1929 wurden Reste von Wandmalereien freigelegt, die, nach dem sächsischen Wappen zu urteilen, mit Sicherheit auf die Zeit des Hochmeisters Friedrich schließen lassen; auch auf einer Truhe daselbst sind sie zu finden und an anderen Stellen. Diese Wappen sind nun in der Art der Zeichnung und Farbengebung fast übereinstimmend mit denen des Dombildes. Dazu sind die oberen Ecken des Gemäldes im Dom mit gotischen Ranken abgeschlossen, wie wir sie ganz ähnlich in den Wandmalereien des Schlosses finden. Auch in den Resten eines Marienbildes mit einem knieenden Ordensritter finden wir das gleiche schwarzweiße Muster des Fliesenbodens mit den zum Bildrande parallel verlaufenden Linien wieder, das sich dann auch wieder auf der nach seinem Tode angefertigten Grabplatte in Meißen findet. Ferner wurde die Hälfte eines mit Leder überzogenen Buchdeckels, bemalt und vergoldet, im Schloß gefunden, die den Hochmeisterschild mit der gleichen Wappenanordnung wie auf dem Dombild zeigt; Stellung und Zeichnung der Wappentiere in ihrer etwas dünnen und dürftigen Darstellungsart stimmen auch überein (auf der Grabplatte in Meißen sind die oberen Felder ausgetauscht, wie es bei Grabplatten so üblich ist). Daraus dürfte der Schluß berechtigt sein, daß unser Dombild hier in Königsberg von der gleichen Künstlerhand entstanden ist und wir vielleicht das einzige noch gut erhaltene Bildnis von der Hand eines Königsberger Malers der Ordenszeit vor uns haben. Die Dresdner Sächs. Landesbibliothek bewahrt ein Stammbuch auf (Sig. Msc. Dresd. R 3), in dem Bildnisse der sächsischen Fürsten enthalten sind, darunter auch dasjenige unseres Hochmeisters Friedrich. Wie Dr. Faak mir mitteilt, befindet sich das Stammbuch zur Zeit, des Krieges wegen, in Verwahrung und ist nicht faßbar. Das Bild darin soll eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Königsberger Dombild haben. Dieses Stammbuch schreibt Schuchardt (1851)

¹⁾ Vgl. im Staatsarchiv Königsberg Ordensfoliant 194, S. 1; 196 Bl. 72; 195 Bl. 69.



FRIEDERICH ' VON ' GOTIS ' GNADE ' TEWTSCHS ' ORDES '
 HOMEISTER ' KOADIVTOR ' DER ' ERCZBISCHOFLICHEN ' KIRCHEN '
 ZU ' MAGDEBURG ' HERTZOG ' ZU ' SACHSEN ' LANDGRAF ' IN '
 DORINGEN ' UND ' MARGRAF ' ZU ' MEISZEN ' STARB ' ALDA '
 INCHRISTO ' IM ' FUERSTICH ' BEGREBNISZ ' BEGRABNEN



Epitaph des Hans Nimptsch mit Stadtansicht von Königsberg

dem älteren L. Cranach zu, es ist jedoch neuerdings nach dem Katalog der Handschriften der Kgl. öffentl. Bibliothek Dresden von Fr. Schnorr v. Carolsfeld und Ludwig Schmidt Bd. 3 (Lpz. 1906) S. 287 R 3 wesentlich später entstanden und die dem Dombild ähnliche Darstellung des Hochmeisters wahrscheinlich auf die Meißener Grabplatte zurückzuführen²⁾. Der Maler L. Cranach d. Ä. kommt schon zeitlich für das Königsberger Bild nicht in Frage, das alle Anzeichen der Malweise um 1500 trägt, die von der Kunstweise auch des jungen Cranach sehr verschieden ist. Das interessante Bild des Hochmeisters, dessen eingehende Würdigung bisher nur schwer möglich war, da es so hoch hing, daß eine nähere Betrachtung nicht möglich war, soll jetzt nach Mitteilung des Dompfarrers Dr. Strazim zur besseren Besichtigung niedriger gehängt werden.

Das Epitaph des Hans Nimpfisch im Dom zu Königsberg

Von Eduard Anderson.

Es ist bekannt, daß dieses Werk des Malers Heinrich Königswieser im Dom eine Ansicht von Königsberg aus dem Jahre 1557 zeigt, die uns einen Blick von dem heutigen Weidendam über den Blauen Turm, den Dom und das Schloß schildert. Bisher gab es von diesem Bilde keine guten photographischen Aufnahmen, die ein sorgfältiges Studium aller Einzelheiten gestatteten und diesen Teil des alten Königsberg aus der herzoglichen Zeit veranschaulichten. Herr Dompfarrer Strazim hatte die Güte, das 10 Meter hoch hängende Bildwerk herunternehmen zu lassen, wodurch es gelang, eine Aufnahme davon zu machen.

Der Mann, dem das Epitaph gewidmet ist, war der Münzherr und herzogliche Rat Hans Nimpfisch. Herzog Albrecht stand mit ihm in regem Verkehr. Wiederholt wurde er auch als Gesandter mit größeren politischen Aufträgen betraut³⁾. Nach der Inschrift auf der Tafel stammte er aus Chaesmark, wo er 1498 geboren ist. Hierbei handelt es sich um Käsmark in der Zips. Er starb in Königsberg am 2. Oktober 1556, wie das Chronogramm der Tafel angibt.

Heinrich Königswieser, der Maler des Epitaphs, war ein Königsberger Kind. Herzog Albrecht sandte den begabten Jungen 1552 zum Maler Lucas Kranach nach Wittenberg mit Empfehlungen und der Bitte, ihn zu einem tüchtigen Künstler in seiner Werkstätte heranzubilden. In die Heimat zurückgekehrt, sollte er durch gute Arbeiten

²⁾ Diestel, Kunstchronik XXIV 1889 S. 676 schreibt über dieses Stammbuch: Es enthält eine ziemlich Zahl sächs. Fürsten und Fürstinnen bis herab auf die Mitte des 16. Jhdts. Mit Unrecht ist die Arbeit L. Cranach d. Ä. zugeschrieben, dasselbe enthält jedoch keine getreuen Porträts und verdient lediglich Beachtung als Kostümbuch.

³⁾ Vgl. über ihn: Kaspar Nostiz, Haushaltsbuch des Fürstentums Preußen, 1578, hrsg. von Lohmeyer 1893, S. 141 Anm. 1. Zahlreiche Briefe von ihm sind im Herzoglichen Briefarchiv I 1 im Staatsarchiv Königsberg überliefert. Vgl. auch Walter Schwinkowski, Das Geldwesen in Preußen unter Herzog Albrecht. Dissertation, Königsberg, 1909, S. 83.

befruchtend auf die Königsberger Kollegen einwirken. Wenn auch Königswieser nicht zu den schöpferischen Talenten gehört, so hatte er doch bei seinem Meister etwas Tüchtiges gelernt, und es ist zu bedauern, daß nur wenige Werke seiner Hand auf uns gelangt sind. Das abschprechende Urteil, das Hagen und auch Boetticher über ihn fällen, erscheint mir nicht gerechtfertigt. Das Epitaph ist recht sorgfältig in allen Teilen durchgebildet, mit einer Fülle von Einzelheiten ausgestattet und diese sind nicht kleinlich behandelt. Besonders erfreulich ist die Ansicht vom alten Königsberg, die urkundlichen Wert beanspruchen kann und mit Sorgfalt jede Einzelheit des Stadtbildes nach dem Naturstudium nachbildet. Ein Vergleich mit dem Bering'schen Stadtplan von 1613 ergibt vielfache Übereinstimmung. Der Standpunkt des Malers für seine Aufnahme ist auf dem heutigen Weidendam vor der Kaiserbrücke zu suchen. Er blickte über den Pregel, die Nordost-ecke der Vorstadt mit den Holzgärten, auf den Blauen Turm, die Wasserverbindung der beiden Pregelarme mit Honigbrücke und dem Honigtor. Wir erkennen die alte Universität, einen Teil der Fischbrücke, dahinter das langgestreckte Schloß. Die Häuserfronten der Straße am Blauen Turm mit den zum Fluß gestellten alten Giebeln zeigen in den Erdgeschossen keine Fensteröffnungen und zum Pregel führende Türen. Zwei Häuser haben im Giebel Aufzüge für Waren. Ein stattliches Haus mit drei Geschossen steht neben den Speichern und ist durch ein Traufenhaus mit dem Blauen Turm verbunden. Die fehlenden Ausgänge zum Pregel dürften wohl mit der Sicherheit der Stadt zusammenhängen, deren Ausgänge nur die Stadttore bildeten.

Der Blaue Turm trägt ein vierseitiges Zeltdach, das auf seiner Spitze eine Wetterfahne schmückt. An der Ostseite steht neben dem Turm ein Haus mit Dreifensterfront und Staffeligiebel. Dieses Haus hat im 17. Jahrhundert dem Dichter Simon Dach gehört; sein Zugang lag in der Magisterstraße, in der die Lehrer der Universität ihre Wohnung hatten. Auch die sich anschließenden Häuser sind recht stattliche Bauten. Auf dem Bohlwerk vor dem Turm steht ein überdachtes Gestell, vielleicht eine Winde zum Wasseraufziehen oder zum Entladen von Schiffen dienend. Dieses Gerät, dessen Verwendungszweck nicht genau festzustellen ist, findet sich jedoch auch auf dem Plan von Bering. Vor diesem Holzgestell ist im Pregel eine schwimmende Waschbank zu sehen, auf der Frauen Wäsche spülen.

Am Honigtor ist über der Durchfahrt innerhalb eines Bogens in Form eines sog. Eselrücken das Fenster der Wohnung des Torwächters. Die Torgiebel sind halbrund mit Wetterfahne darauf. Hinter dem Tor bis zur Universität stehen drei hohe Giebelhäuser. Das Universitätsgebäude zeigt wenig Änderung gegen heute. Die Honigbrücke ist eine Holzkonstruktion mit vier Jochen, Geländer und Bohlenbelag, aber ohne Öffnung zum Durchlassen von Schiffen, wie wir sie später auf dem Bering'schen Plan finden. Etwas vor dem Toreingang stehen zu beiden Seiten zwei Holzgestelle, anscheinend mit Rollen ausgestattet, die vielleicht eine Sperrkette betätigen, denn davor stehen zwei Soldaten mit Hellebarden, die Wache halten. Auf der Brücke ein Reiter und einige Leute, die dem Kneiphof zuschreiten. Auf dem Wasser schwimmt ein Ruderboot mit einem aufrechtstehenden Mann darin.

Die Häuser überragt das lange Dach des Domes, bei dem die heutige Dachsenkung im First noch nicht bemerkbar ist. Der Südturm ist frisch gepuzt, da er nach dem 1544 erfolgten Brande nach Wagners Plan erneuert wurde. Den quadratischen Unterbau hat der Künftler aus der Entfernung wohl nicht genau gesehen, und deshalb erscheint der Turm rund. Der Nordturm überschneidet das Dach des Doms, links dahinter der Turm der Altstädtischen Kirche mit seiner pyramidenförmigen Spitze und den vier Erfertürmen. Über dem Ganzen reckt sich der langgestreckte Bau des Schlosses, überragt von dem hohen Schloßthurm mit der stufenförmig abgedeckten Dachspitze und der Wetterfahne. Der Turm zeigt wenig Gliederung durch Blenden und Schallöffnungen. Das Zifferblatt der Uhr ist wesentlich kleiner als auf dem späteren Beringerschen Plan, ist also wohl beim Umbau des Westflügels verändert worden. Die Ostseite des Schlosses zeigt uns die Umbauten des Herzogs Albrecht, das Portal von Nußdörfer, dem Baumeister des Herzogs, und den Haberturm mit einem kuppelförmigen Abschluß, ähnlich der 1705 abgebrochene Südostturm mit dem dahinter gelegenen irrthümlich sogenannten Gießhaus, denn wie Lahrs angibt, diente es 1557 bestimmt nicht mehr diesem Zweck. Die Ansicht der Stadt, wie sie Königswieser uns gibt, lockt uns zu einem Vergleich mit dem Beringerschen Plan, der 57 Jahre später entstanden ist, und wir können manche Veränderung im Stadtbild feststellen.

Die Komposition des Epitaphs läßt in Königswieser einen gelehrigen Schüler der Werkstatt seines Meisters Kranach erkennen. Das Kreuzifix scheidet das Bild in zwei fast gleiche Teile. Der männliche Akt ist gut studiert, wenn auch in der Formgebung etwas weichlich. Der Ausdruck des Heilands, dessen geschlossene Augen und der zur Seite geneigte Kopf den eingetretenen Tod anzeigen, ist friedlich und sanft. Die Enden des Lententuches flattern im Wind. Die Dornenkrone und die Haare sind in der etwas spitzen Pinselzeichnung, wie wir sie bei Kranach kennen, gemalt. Mit ganz besonderer Sorgfalt ist das Kreuzholz behandelt. Das Kiefernholz mit seiner braunen Borke ist fast abgeschrieben und mit besonderer Treue sind die enthorften Stellen, an die Hände und Füße angenagelt worden sind, durchgebildet, die die genaue Holzmaserung erkennen lassen. Vor dem Kreuz liegt ein menschlicher Schädel, das Stück eines Rückgrats mit Rippen und ein Oberschenkelknochen. Am Fuße des Kreuzes im Holz die Jahreszahl 1557 und auf einem der Steine, mit dem der Stamm in der Erde befestigt ist, das Monogramm H. K. Königswieser ist offenbar ein Naturfreund gewesen, denn reicher Blumenschmuck bedeckt den Boden des Bildes. Wir erkennen: Schlüsselblumen, Erdbeere, Taubnessel, Rade, Bergißmeinnicht, Sumpfbenediktenkraut, Küchenschelle u. s. f., alles mit botanischer Genauigkeit ausgeführt. Auch in der Blattbehandlung der Bäume sind die Baumarten im Hintergrund der Bilder gut charakterisiert. Die Zwickel neben dem mit einem Halbrund nach oben abgeschlossenen Bilde tragen Blumen und Fruchtstilleben.

Auf der linken Seite (vom Beschauer) die knieende Gestalt des verewigten Hans Kimpfisch. Ein Mann mit rundem vollen Gesicht mit geteiltem Vollbart. Der Gesichtsausdruck mit emporgerichteten Augen ist offen und sympathisch, die Hände zum Gebet zusammengelegt. Über ihm

Schauen wir eine Stadt mit gotischer Kirche, das Stück einer Stadtmauer mit Turm, links ein Fachwerkhaus mit Bogengang. Vielleicht handelt es sich um ein Motiv aus der Zips. Leider ist mir vom Denkmalsamt Preßburg keine Antwort auf meine dahin gerichtete Anfrage zuteil geworden. In der rechten unteren Ecke das Wappen — (geteiltes Schild mit sechsstrahligem Stern und zwei hängenden Weintrauben, Helm und Helmdede mit springendem Einhorn) —. Wenn wir noch das andere im Dom befindliche Epitaph von der Hand des Heinrich Königswieser betrachten (im Langhaus rechts vom Altar), so ist es angezeigt, das bisherige ungünstige Urteil über diesen Königsberger Künstler zu berichtigen. Beide Gemälde sind gut erhalten und haben auch nicht durch unsachliche Restauration gelitten. Schon sein fleißiges Naturstudium erhebt Königswieser über den Kreis seiner hiesigen Zunftgenossen des 16. Jahrhunderts.

Der Fürstenstand im Dom zu Königsberg und Philipp Westphal

Von Carl W ü n s ch.

Den meisten Besuchern des Königsberger Domes ist der Fürstenstand bekannt, jener logenartige, hölzerne Umbau am Fuße des letzten östlichen Freispeilers der Südarkade. Rückwand und Brüstungen sind in Rahmen und Füllungen gearbeitet, während das Hauptgesims von korinthischen Säulen mit gewundenem Schaft getragen wird. Auf dem Hauptgesims steht das Wappen der Kurfürsten von Brandenburg zwischen zwei Freisiguren. Die Füllungen der Rückwand und der Brüstungen sind mit sinnbildlichen Malereien geschmückt, deren Beschriften vor reichlich hundert Jahren bei einer Wiederherstellung falsch ergänzt wurden und zum Teil nicht mehr verständlich sind.

Das Jahr der Herstellung des Standes war bisher ebenso unbekannt wie die Namen der Künstler, die zu der Arbeit herangezogen waren. Hagen glaubte es auf Grund stilkritischer Betrachtungen in der Zeit zwischen dem Tode des Großen Kurfürsten und der Königskrönung Friedrichs suchen zu müssen, während Dethleffen bereits die letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms mit in Betracht zog. Eintragungen in das Ausgabenbuch der Rentkammer zu Königsberg vom Jahre 1673 erlauben jedoch, die Entstehungszeit des Fürstenstandes genau festzulegen und wenigstens einen der dabei beschäftigten Künstler kennen zu lernen, den ehemaligen kurfürstlichen Hofmaler Philipp Westphal.

Aus den Eintragungen erfahren wir, daß am 20. Februar 1672 die Summe von 360 Mark ausgegeben wurde, um „Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht alten und unförmlichen Kirchenstand in der Kneiphöfischen Domkirche ganz neu bauen zu lassen und mit dem kurfürstlichen Wappen und Bildern zu verzieren“. Am 1. September des gleichen Jahres erhielt der Maler Philipp Westphal die für damalige Zeiten stattliche Summe von 450 Mark für seine Arbeiten am kurfürstlichen Stuhl in der Domkirche, während am 6. September und am 8. Dezember 1672 noch im ganzen 118 Mark und 12 Schilling für Restarbeiten an Kleinschmied, Zimmermann und Stuhlmacher gezahlt wurden.

Fast noch willkommener als die genauen Angaben über die Entstehungszeit des Fürstenstandes ist die Erwähnung des Künstlers, der einst den Stand staffierte und die sinnbildlichen Malereien in den Feldern von Rückwand und Brüstungen schuf. Denn Philipp Westphal ist schon seit langer Zeit als Schöpfer mehrerer Werke bekannt, von denen einige noch heute erhalten sind. Da die einzelnen Arbeiten über einen großen Zeitraum verteilt sind, während dessen sich Westphal doch höchstwahrscheinlich in Königsberg aufgehalten hat, lag es nahe, in den hiesigen Archiven nach Daten zu seiner Lebensgeschichte und zu seinem künstlerischen Werdegang zu suchen. Was dabei ermittelt werden konnte, soll im Folgenden kurz mitgeteilt werden. Philipp Westphal wurde im Jahre 1605 geboren. Im Jahre 1637 wurde er sowohl in der Altstadtischen Kirche wie im Dom zu Königsberg mit Elisabeth, der nachgelassenen Tochter des Andres Kortsaß, aufgeboten. Aus dieser Ehe gingen vier Söhne hervor: Joachim, geboren 1638, Andreas, geboren 1640, Philipp, geboren 1642 und Johannes, geboren 1646. Die Stellung, die Westphal damals einnahm, kann keine geringe gewesen sein, denn unter den Paten seiner Söhne befinden sich zahlreiche angesehene Bürger. Auf den Herkunftsort der Familie läßt vielleicht die Tatsache schließen, daß unter ihnen auch Joachim Hansemann, Prediger zum Lenz in Elbingschen, aufgeführt wird. Bei dem jüngsten Sohne stand unter anderen auch die Ehefrau des damaligen kurfürstlichen Hofmalers Matthes Czwiczed Gevatter, mit dem also ebenfalls freundschaftliche Beziehungen unterhalten wurden. Nach dem Tode der ersten Frau wurde Westphal im Sommer 1665 zum zweiten Male in der Altstadtischen Kirche zu Königsberg aufgeboten, und zwar mit Susanna, Tochter des Severin Heinrich, Papiermachers und Begründers der Papiermühle zu Ober-Eder. Diese Ehe scheint kinderlos gewesen zu sein. Westphal starb im Sommer 1682 im Alter von 77 Jahren und wurde am 2. Juli begraben. Seine Witwe vermählte sich in zweiter Ehe mit dem zwischen 1661 und 1696 nachweisbaren Glasmaler und Glashändler Elias Horn.

Weniger eingehend als über die Familienverhältnisse Westphals sind wir leider über seine künstlerische Laufbahn unterrichtet. Das früheste Werk, das ihm mit Bestimmtheit zugeschrieben werden kann, ist die Staffierung der im Jahre 1618 errichteten Kanzel in der Lutherkirche zu Insterburg. Aus den erhaltenen Kirchenrechnungen ist bekannt, daß Westphal im Jahre 1644 zur Ausführung der Arbeiten von Königsberg nach Insterburg geholt wurde; und eine Inschrift an der Kanzel besagt, daß Herr Johan Neiman und seine Frau Anna geborene Röckerling der Kirche im Jahre 1644 die Staffierung der Kanzel gestiftet haben. Im Jahre 1647 arbeitete Westphal an der Staffierung und an Bildern für den Altar der Löbenichtischen Kirche zu Königsberg. Caspar Stein, der die Nachricht in seinem „Peregrinator“ übermittelt, rühmt ihm als besonderes Kunststück nach, daß er dabei dem Antlitz des Propheten Daniel die Züge des Löbenichtischen Organisten gab und die ganze Figur nicht mit dem Pinsel, sondern mit dem Ringfinger malte. Der Altar ging leider beim Brand der Kirche im Jahre 1764 zu Grunde, doch glaubt Boetticher eine in der neuen Kirche noch vor-

handene Darstellung des Abendmahles als Teil dieses Altars ansprechen zu können.

Am 10. Juli 1656 erfolgte dann die Ernennung zum kurfürstlichen Hofmaler. Die Bestallung enthielt die Vereinbarung, daß die Bezahlung nach der Anzahl der gelieferten Stücke erfolgen und Westphal außerdem noch eine geringe feste Besoldung, Kostgeld, Hofkleid und 20 Scheffel Korn erhalten solle, die er allerdings bezahlen mußte. Außerdem sollte ihm auch freie Wohnung gestellt werden, sowie die zuständige Dienstwohnung frei würde. Dieser Zusatz weist darauf hin, daß man dabei an die Entlassung des damaligen Hofmalers Gabriel Wikel dachte. Man gab deshalb Westphal durch eine Prüfungsbemerkung im Ausgabenbuch der Rentkammer vom Jahre 1660 auf, seine Bestallung beizubringen, um feststellen zu können, ob durch sie der Vertrag mit Wikel hinfällig geworden sei.

Gabriel Wikel war ursprünglich Diener des Kurfürsten Georg Wilhelm gewesen, der ihn noch kurz vor seinem Tode zum Malergesellen ernannte. Wikel sollte nach dem Wortlaut der am 6. Januar 1641 von Friedrich Wilhelm erneuerten Bestallung dem Kurfürsten auch weiter bei Hofe und auf der Reise aufwarten, außerdem alles, was ihm vom Hofmaler Matthias Czwiczek an Kunststücken, Historien, Porträts, Perspektiven und Landschaften zu malen aufgegeben würde, nach bestem Können vervollenden und alle Arbeiten zur Auszierung von Gemächern usw. willig ausführen, wie Staffieren, Versilbern, Vergolden und Malen mit Öl- und Wasserfarben. Wikel kam anscheinend im Sommer 1644 nach Königsberg und erhielt vom Quartal Reminiszenz 1647 an neben der Vergütung für die einzelnen Arbeiten auch sein Gehalt von jährlich 135 Mark von der Königsberger Rentkammer. Im gleichen Jahre wurde seine Ehefrau Anna Wikel als Hofwäscherin und Bettmutter angestellt. Sie bekam dafür eine jährliche Vergütung von 253 Mark und 45 Schilling einschließlich des Entgeltes für Naturalien, ein Einkommenszuwachs, der dem Ehepaar sicher sehr willkommen war.

Da Westphal nun eine Bestallung von 1656 und Wikel eine solche von 1640 und 1641 vorweisen konnte, sah man sich in Königsberg genötigt, beide als Hofmaler weiter in den Listen zu führen. Ihre Namen sind dort aber nur noch bis zum Ende der sechziger Jahre des Jahrhunderts zu finden. Dann tritt an ihrer Stelle der Name des Hofmalers Nikolaus Willing auf, der bis zu seinem Lebensende im Frühjahr 1678 ein ganz erheblich höheres Einkommen bezog als seine Vorgänger. Wikel wurde auch nach seiner Entlassung als Hofmaler noch bis zu seinem vor dem 16. Mai 1673 erfolgten Ableben mehrfach zu Arbeiten rein handwerklicher Art herangezogen, während Westphals Name nur noch einmal im Jahre 1672 im Zusammenhang mit der Errichtung des Fürstenstandes im Dom erscheint.

Es hat überhaupt den Anschein, als ob Westphal mehr des Titels halber um die Anstellung als Hofmaler nachgesucht hätte, denn sein Name erscheint erheblich seltener in den Ausgabebüchern als der Wikels. Es müßte denn sein, daß Westphal ebenso wie später Willing mehr als Porträt- und Landschaftsmaler herangezogen wurde und sich auch des öfteren außerhalb Königsbergs aufhielt, während Wikel dauernd in Königsberg blieb. Den einzigen größeren Posten, 415 Mark

und 30 Schilling, erhielt Westphal jedenfalls ausdrücklich für Arbeiten ausgezahlt, die er während der Anwesenheit des Großen Kurfürsten zu Königsberg im Jahre 1663 ausgeführt hatte. Leider werden dabei als einziges die Arbeiten an der kurfürstlichen Leibkarosse näher bezeichnet, also wieder eine rein handwerkliche Arbeit. Daß er trotzdem aber auch als Porträtmaler geachtet war, beweist die Tatsache, daß ihm der bekannte Professor und Dichter Simon Dach zu einem Bildnis geessen hat, das noch heute in der Wallenrodtschen Bibliothek des Königsberger Domes aufbewahrt wird.

Jahresbericht für das Jahr 1940

Im Berichtsjahr wurden folgende Vorträge gehalten:

15. Januar 1940 Herr Staatsarchivar Dr. habil. Hinrichs: Die Jugendzeit Friedrich Wilhelms I.
15. Februar 1940 Herr Professor Dr. Grundmann: Wikinger und Normannen als Staatengründer in Europa.
11. März 1940 Herr Dozent Dr. habil. Schieder: Deutsches Geistesleben in Polen in der sächsischen bis zur preußischen Zeit.
4. April 1940 Herr Staatsarchivar Dr. Forstreuter: Die Kriegsflotte des Deutschen Ordens.
20. Mai 1940 Herr Oberstudiendirektor Prof. Dr. Schumacher: Auf den Spuren germanischer und deutscher Geschichte in Unteritalien.
8. November 1940 Herr Professor Dr. von Raumer: Schrötter und Schön.
12. Dezember 1940 Herr Dozent Dr. habil. Kafske: Wesen der ost-deutschen Kolonisation.

Statt des mit Rücksicht auf die Verkehrslage ausfallenden Ausflugs fand am 29. Juni eine Besichtigung des Landesamtes für Vorgeschichte (Sammlungen und Werkstätten) und der Moorleiche im Prussia-Museum statt, unter Führung und Erläuterung von Herrn Professor Dr. La Baume.

Über die Hauptversammlung, die sagungsgemäß am 15. Februar 1940 stattfand, ist in Jahrgang 14 Nr. 4 der Mitteilungen berichtet.

Neue Veröffentlichungen konnte der Verein nicht herausbringen, da die beiden beabsichtigten Veröffentlichungen: Prof. Dr. Waschinski, „Die Münz- und Währungspolitik des Deutschen Ordens in Preußen“ und Oberstudiendirektor Prof. Dr. Loch: „Register zum Samländischen Urkundenbuch“ noch nicht abgeschlossen sind.

Der Verein verlor durch Tod Herrn Studiendirektor Dr. Sehmsdorf, Herrn Oberst a. D. von Saint Paul, Herrn Bibliotheksrat Dr. Heidecke, der im Kampfe für das Vaterland gefallen ist. Ausgetreten sind fünf Mitglieder, neu eingetreten die Herren Kaufmann Faltin, Königsberg (Pr), Herr kirchl. Archivar Mertinat in Schneidemühl, Herr Bibliotheksrat Prof. Dr. von Selle, Herr Professor Dr. Grundmann, Herr Professor Dr. von Raumer, Herr Dozent Dr. habil. Kafske, Herr Dozent Dr. habil. Schieder, Herr Staatsarchivassessor Dr. Quednau in Königs-

berg (Pr), Herr Marinebaurat Dipl.-Ing. Freiburger in Berlin und Herr Superintendent Walach in Soldau. Insgesamt 10.

Die Herren Professor Dr. La Baume, Professor Dr. Grundmann und Professor Dr. von Raumer sind in den Beirat berufen worden. Herr Staatsarchivassessor Dr. Quednau hat für die Zeit der Abwesenheit unseres Schriftwarts Dr. Gause das Amt des stellvertretenden Schriftwarts übernommen.

Unsere Mitglieder werden gebeten, den Jahresbeitrag für 1941, soweit es noch nicht geschehen ist, auf das Postcheckkonto des Vereins Königsberg 4194 einzuzahlen (Einzelmitglieder 6,— RM., körperschaftliche Mitglieder 15,— RM.).

Die älteren Veröffentlichungen des Vereins können unseren Mitgliedern noch zu wesentlich verbilligten Preisen geliefert werden. Interessenten werden gebeten, die Liste der noch verfügbaren Bestände einzufordern. Anfragen sind zu richten an Dr. Quednau (Staatsarchiv).

Buchbesprechungen

Friedrich Mager: Wildbahn und Jagd Ostpreußens im Wandel der geschichtlichen Jahrhunderte. Neudamm und Berlin: J. Neumann 1941, 319 S.

Wer Magers Buch über die Kurische Nehrung kennt, der weiß, daß er auch in dem vorliegenden Werke nicht eine Sammlung unterhaltamer Jagdgeschichten zu erwarten hat, sondern eine gründliche und umfassende Darstellung alles dessen, was die archivalischen und literarischen Quellen über Wild und Jagd in Ost- und Westpreußen von der Ordenszeit bis zur Gegenwart auslagen: Bei der Stoffsammlung für eine Kulturlandschaftsgeschichte der Nordostmark hat der Verf. in den Berliner und ostpreußischen Archiven so viel Material über dieses Thema gefunden, daß die Veröffentlichung des vorliegenden Bandes als des ersten Teiles einer größeren Arbeit über die Kulturgeschichte des Waldes in Ostpreußen sich lohnte. Nicht nur die Jäger, sondern auch die Historiker werden ihm dafür dankbar sein. Besonders interessant sind natürlich die Nachrichten über die Wildarten, die heute bei uns nicht mehr vorkommen, wie den Auerochsen, Wisent und Bären, oder über den Fang von Jagdfalken und die verschiedenen Arten der Jagd zur Zeit des Ordens und der Herzöge. Dabei ist aber das Buch mehr als eine Monographie. Als Teil der geplanten großen Arbeit berücksichtigt er stets die Zusammenhänge zwischen Wildvorkommen und Landeskultur, zwischen Ausübung der Jagd und Entwicklung der Besiedlung und Landesverfassung und ist so von allgemein kulturhistorischer Bedeutung. Es sei noch angemerkt, daß auf einer der ältesten Karte von Königsberg, einer im Stadtgeschichtlichen Museum befindlichen Flurkarte der Hufen von 1547, drei Vogelherde eingezeichnet sind, die m. W. die älteste Darstellung des Vogelfanges in Preußen sind. *F r i e d r i c h G a u s e.*

Quednau, Hans: Livland im politischen Wollen Herzog Albrechts von Preußen. Verlag S. Hirzel, Leipzig 1939. (Deutschland und der Osten. Quellen und Forschungen zu ihren Beziehungen. Bd. 12.)

Wie ein roter Faden zieht sich durch die Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen und Livland der unlösbare Gegensatz zu dem Erzbistum Riga seit dessen Begründung im Jahre 1254. Oft kam es zu feindlichen Auseinandersetzungen, niemals zu ehrlichem Frieden, selbst dann nicht, wenn es dem Orden gelungen war, einen ihm genehmen Mann auf den erzbischöflichen Stuhl zu bringen. Dies Moment der Schwäche hat die Politik des Ordens in Preußen oftmals gehemmt, in Livland dauernd gebunden und ihm die Bildung eines einheitlichen Staates unmöglich gemacht. Aber der Orden gab sein Ziel niemals auf. Gerade als in Preußen die Säkularisation vor sich ging, schien er es in Livland erreichen zu können. Der Erzbischof Johann

Blankenfeld wurde gezwungen, sich dem Orden zu unterwerfen. Aber wortbrüchig floh er aus dem Lande, um bei dem Kaiser in Spanien Hilfe zu suchen. Als er dort 1527 starb, ließ der Orden einen Rigaer Bürgersohn, Thomas Schöning, zum Erzbischof wählen. Doch seine Erwartung wurde getäuscht, kaum hatte Schöning die Würde erlangt, so ging auch er außer Landes, um den Orden zu verraten. Er setzte sich 1529 mit dem Herzog Albrecht von Preußen in Verbindung, um einen fürstlichen Koadjutor zu wählen, gerade das, was der Orden nicht haben wollte. Die Wahl fiel auf den Markgrafen Wilhelm, einen jüngeren Bruder des Herzogs. Während der Erzbischof lediglich das rein taktische Ziel verfolgte, seine Stellung gegenüber dem Orden zu stützen, war es dem Herzog bei dem Abkommen um größere Dinge zu tun. Ihm galt die Wahl seines Bruders keineswegs nur als ein Schritt zur Vermehrung der brandenburgischen Hausmacht, oder als ein Störungsfeuer gegen den Orden in Livland, der im Falle eines Angriffs des Deutschmeisters die östliche Flanke Preußens bedrohen konnte, sondern als ein politisches Mittel zur Neuordnung Livlands im Sinne der Reformation, für die er schon seit 1525 diplomatisch arbeitete. Albrecht war es auch selbst gewesen, der durch seine evangelischen Freunde in Livland den Erzbischof zu jenem Schritte hatte leiten lassen. Obgleich der Ordensmeister Wolter von Plettenberg versuchte, auf einem Landtage zu Wolmar 1530 eine Einigung gegen den unerwünschten Koadjutor zustande zu bringen und unter Preisgabe der im Streite mit Blankenfeld errungenen Vorteile Schöning auf seine Seite zu ziehen suchte, zeigte sich die Haltung der Stadt Riga und der erztiftischen Ritterschaft dem Koadjutor doch so geneigt, daß Albrecht es wagen konnte, den Markgrafen Wilhelm im Herbst 1530 nach Livland zu schicken. Bereits im Oktober huldigten die Stände des Erztiftes dem Erzbischof und dem Koadjutor. Die Stellung des letzteren war keineswegs leicht. Die sieben Schlösser und Ämter die der Erzbischof ihm einräumte, bedeuteten noch keine Macht, boten immerhin eine Grundlage, um zu einer solchen zu kommen. Plettenberg, der angesichts der drohenden Russengefahr um jeden Preis den Frieden im Lande gewahrt sehen wollte, begann sich dem Koadjutor zu nähern. Dieser jedoch, von seinen einheimischen evangelischen Räten angespornt, setzte die Ratschläge Herzog Albrechts, langsam und behutsam die Gelegenheit zur Machterweiterung wahrzunehmen, außer acht und begann sich sofort um alle in den livländischen Bistümern frei werdenden Früinden zu bewerben. Dadurch rief er aber nur eine geschlossene Front der katholischen Kreise gegen sich hervor. Zwar gelang es Albrecht seinerseits, ein Bündnis mit Riga im Sinne der Schmalkaldener abzuschließen, dem sich auch der lutherisch gesinnte Adel in Livland und Kurland mittelbar zugesellte. Doch ein übereilter Gewaltschritt des Koadjutors machte alle vorsichtig angelegten Pläne des Herzogs zuschanden. Von dem evangelisch gesinnten Adel in der Wiek, der gegen seinen Landesherren, den Bischof Reinhold von Buzhöveden von Hsel frondierte, ließ Wilhelm sich zu dem Versuche verleiten, den Bischof aus seinem Stifte zu verdrängen. Es gelang ihm auch, den festländischen Teil des Bistums mit dem Sitz des Domkapitels, Hapsal, zu besetzen und sich zum Gegenbischof wählen zu lassen. Aber der Bischof behauptete sich auf seinem festen Schlosse Arnzburg auf der Insel Hsel, und weder Wilhelm noch seine Freunde waren im Besitz hinreichender Machtmittel, um die Fehde erfolgreich durchzuführen. Der Ausbruch des Thronkampfes in Dänemark nach dem Tode König Friedrichs I., die sog. Grafenfehde, vereitelte schließlich jede auswärtige Hilfe. Unter dem Druck aller in Livland maßgebenden Kräfte mußte Wilhelm schließlich aus der Wiek weichen und seine Ansprüche auf das Bistum aufgeben. Der politischen Niederlage folgte das Satyrspiel. Wilhelm ließ die Adligen der Wiek, die seine Parteigänger gewesen waren, im Stich und verschmähte es nicht einmal, sich die ihnen auferlegten Strafgeelder als Entschädigung zuweisen zu lassen. So scheiterte er nicht nur machtmäßig in seinem Unternehmen, sondern auch als politischer Charakter. Die adligen Anhänger der Brandenburger wurden aus Livland vertrieben, das Bündnis Rigas mit Preußen wurde gelöst. Sein eifrigster Verfechter, der Stadt Syndikus Lohmüller, mußte flüchten. Nach dem Tode Schönings (1539) hat Wilhelm von dem Erzbistum Besitz ergreifen können und auch die Regalien vom Reiche erhalten. Aber er war nur mehr ein

Mitglied des livländischen Staatenbundes, der in seiner Unnatur — der alte Zwiespalt zwischen Orden und Erzbistum bestand fort — dem Untergang durch auswärtige Mächte geweiht war. Der Gedanke, Livland von innen heraus umzugestalten, war an der Unzulänglichkeit der Persönlichkeit des Markgrafen gescheitert.

Das ist etwa der Tatbestand, um den es sich in dem vorliegenden Buche handelt. Quednau hat unter Benützung der Vorarbeiten von Karge und Seraphim und sorgfältiger Heranziehung der gedruckten Literatur die reichen Schätze des herzoglichen Briefarchivs in Königsberg mit emsigen Fleiße für seine Darstellung verwertet. Auch wer bereits einige Kenntnis der politischen Diplomatie Herzog Albrechts hat, wird staunen über die umfassende Weite derselben selbst in der Richtung auf diesen einen bestimmten Fall, wobei allerdings nicht zu vergessen ist, daß in echter Politik das Einzelne stets dem Ganzen untergeordnet bleiben muß. So ist denn auch in der livländischen Frage das Verhältnis zum Reich und dem Deutschen Orden, das die gesamte Politik Albrechts beherrscht, in erster Linie maßgeblich, umsomehr da auch der livländische Ordenszweig in seiner territorialen Isolierung nach der Säkularisation Preußens mehr wie je sich an den Reichsgedanken klammerte. Daher finden in Albrechts Politik auch alle Vorgänge und Schwankungen in der Reichspolitik ihren Widerhall. Wenn z. B. auch die Bündnispolitik mit den Ostseestaaten eine besondere Beziehung auf die livländischen Dinge gewinnt, so bleibt sie doch immer im Zusammenhange mit der durch die jeweilige Lage im Reich bestimmte Politik. Die besonderen territorialen Verhältnisse in Livland andererseits waren wahrlich nicht einfach. Der Orden, die Bischöfe, die Stadt Riga, die Ritterschaften standen in einer Atmosphäre ständig wechselnder Spannungen, die durch die reformatorische Bewegung verstärkt und durch die auswärtigen Beziehungen, zum Reich, zu Rußland, zu Polen, zu den Ostseeanliegern beeinflusst wurden. Die Darstellung der livländischen Politik Preußens mußte daher notwendig ein außerordentlich buntes Bild ergeben, das zu zeichnen bei der Fülle der Einzelheiten und der großen Zahl der agierenden Personen gewiß nicht leicht war. Hinsichtlich der letzteren erweist sich die gründliche Ausnutzung der Königsberger Quellen als außerordentlich fruchtbar. Herzog Albrecht als Politiker kann zutreffend und anschaulich geschildert werden, sein ungehördiges Werkzeug, Markgraf Wilhelm erfährt die gebührende Würdigung. Nach dem, was Quednau über die Stellungnahme Plettenbergs gegenüber dem Koadjutor ausführt, wird man die bisherige Auffassung der baltischen Geschichtsschreibung revidieren müssen. Auch der Rigaische Syndikus Lohmüller, dessen Schriften ein eigenes Kapitel gewidmet ist, erscheint in einem neuen Lichte. Von der Bedeutung mancher Mitarbeiter Albrechts, wie den Hauptmann von Memel, Klingenberg, den Hofmeister Wilhelms, v. Schierstedt, den Rat Hans Nimpsch u. a. erhält man hier erst einen deutlichen Begriff. Die Arbeit Quednaus bildet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Politik des ersten Preußenherzogs. Es ist dringend zu wünschen, daß diesem Ausschnitt möglichst bald eine quellenmäßig begründete Gesamtdarstellung folgen möchte.

K r o l l m a n n.

300 Jahre Oberburgfreiheit Sterbekasse zu Königsberg (Pr.).

Die Sterbekasse wurde am 7. März 1640 zuerst vom Kurfürsten Georg Wilhelm als „Armen- und Begräbnis-Zunft“ auf den kurfürstlichen Freiheiten privilegiert. Durch dreihundert Jahre hat sich diese auf freiwilligem Zusammenschluß beruhende Wohlfahrtseinrichtung durch viele Wechselfälle und Wandlungen bis in die Gegenwart gerettet. Zur Feier des seltenen Jubiläums gab die obengenannte, eine mit Abbildung einer Urkunde aus der Zeit Friedrichs d. G. und verschiedener Erinnerungsstücke geschmückte Denkschrift heraus.

Königsberg (Pr.)

Kommisssionsverlag Gräfe und Unzer, Königsberg (Pr.)

Druck: Graphische Kunstanstalt Königsberg (Pr.)

1941